

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 179.

Mittwoch, 4. August

1926.

(4. Fortsetzung.)

Herztod.
Roman von Wilhelm Herbert.

(Nachdruck verboten.)

Sie duckte sich unter dem Angriff wie eine Wildkatze, die dem Feind im nächsten Augenblick an den Hals springen will.

Dann lachte sie wieder.

"Sie müssen fleißig im Dorfe herumgehörcht haben, wo die dummen Bauernweiber Unsinn platschen. Der Baron hat mit dem Mord ebensowenig zu tun als ich."

"Also ist Ihr Schwager ganz allein der Schuldige? Um so schwerer wird ihm die Strafe treffen."

Wieder bebte ihr Körper vor ohnmächtiger Angst.

"Der ist auch unschuldig", sagte sie schnell und dumfs.

"Auch unschuldig? Und gesteht? Und läßt sich verhaften? Warum denn?"

Sie fuhr mit beiden Armen in die Lust und ließ sie schwer und matt wieder sinken.

"Das könnte man nur einem Menschen zutrauen", sagte Dr. Thomas forschend, "der sich ganz für einen anderen opfern wollte und opfern müßte. Hat denn Ihr Schwager solch einen anderen?"

"Er hat niemand als sein Weib und seine Kinder." Ihre Worte klangen rauh.

"Sehen Sie", antwortete der Richter hartnäckig.

"Dann opfert er sich doch nicht unschuldig. Im Gegenteil, man könnte es dann viel eher begreifen, wenn er trotz aller Schuld leugnen würde. Denn auch die Schuldigen leugnen sehr oft. Das ist Selbsterhaltungstrieb."

Sie antwortete nicht.

"Es muß ein ganz gewaltiger Beweggrund sein, der Ihren Schwager so weit gebracht hat, unumwunden einzugehen und sich selbst zu stellen. Das böse Gewissen allein genügt dazu kaum bei einem Menschen, der Weib und Kinder im Elend zurückläßt."

"Bin ja ich da", sagte sie. "Ich werde sorgen für sie."

"So? So? Sie werden sorgen für sie? Darf ich fragen: Was sind Sie denn? Womit sorgen Sie denn dafür?"

"Ich bin Tänzerin."

"Ah! Tänzerin." Er betrachtete sie forschend. "Ja! Ja! Man kann es sofort glauben: Sie verstehen sicher zu tanzen. Ich traue Ihnen den wildesten Tanz zu."

Der Doppelsinn seiner Worte schlug ihr ins Ohr. Sie blickte ihn gehässig und doch voll Angst an. "Müssen denn alle Menschen schlecht sein?" rief sie plötzlich unvermittelt in einem erschütternden Tone.

"Im Gegenteil", antwortete Dr. Thomas mit großer Milde. "Durch und durch schlecht sind die allerwenigsten Menschen. Aber viele schwächt irgendeine Leidenschaft, um sie dann zu schlechten Handlungen zu missbrauchen."

"Das kann kein!" murmelte sie verstört.

"Das ist so", antwortete er mit ruhiger Bestimmtheit.

Sie redeten nun nichts mehr.

Erst als sie wieder in die Nähe des Häuschen kamen, von dem sie ausgegangen waren, blieb der Richter stehen und sagte eindringlich: "Ich bin noch bis heute mittag hier im Schlosse. Später bin ich jederzeit in meinem Amtszimmer in der Stadt zu treffen — Rat

Dr. Thomas — wenn Sie mir irgend etwas mitzuteilen hätten."

Er lüpfte den Hut und ging rasch nach dem Schloß.

Sie blickte ihm eine Weile nach. Dann warf sie sich mitten unter den Kindern, deren Mutter in die Hütte gegangen war, platt in das Gras und preßte das heiße Gesicht gegen die kühle Erde. Die Kinder vernahmen verwundert ihr Stöhnen und lachten, weil sie es für einen Scherz der manchmal sehr übermütigen Tante hielten.

Nach einer Weile setzte sie sich auf, schüttelte die dunklen Locken aus dem Gesicht, nahm das Jüngste auf den Arm und lachte selbst laut auf — wie um schweres Leid zu vergessen. —

Als Dr. Thomas in das Schloß kam, sagte ihm ein Diener, daß ihn Baron Rolf zu sprechen wünsche.

In dem Herrenzimmer, in dem gestern die Vernehmungen stattgefunden hatten, trafen sie sich.

Der junge Baron war blaß und hatte dunkle Ringe unter den Augen.

Er zwang sein hochfahrendes Wesen nieder und fand einen unbefangenen Ton. "Ich habe eine Bitte", sagte er in angemessener Höflichkeit.

Der Richter setzte sich so, daß er ihn genau beobachten konnte. "Wenn ihre Erfüllung möglich ist!" bemerkte er entgegenkommend.

"Kann der Verhaftete gegen Kautions freigelassen werden?"

Dr. Thomas blickte eine kurze Weile vor sich auf den Schreibtisch. Dann schaute er rasch auf. "Welches Interesse haben Sie an Hies Trullacher?"

Für einen Augenblick röteten sich die Wangen Rolfs.

"Kein anderes als das gegenüber jedem wirtschaftlich Schwächeren, der in eine schlimme Lage geraten ist."

"Nein!" sagte da Dr. Thomas schroff und bestimmt.

"Warum nicht?" fragte der Baron, durch den Ton gereizt.

"Mord!" entgegnete der Rat. "Da gibt es keine Kautions."

"Und wenn er unschuldig wäre?"

"Wer ist dann der Schuldige?" Der Richter sah dem anderen scharf ins Gesicht.

Dieser erhob sich steif, machte eine sehr förmliche Verbeugung und ging hinaus.

Gleich darauf kloppte der Aktuar und trat mit dem Wachtmeister ein.

"Herr Rat!" sagte dieser. "Wieder was Neues!"

"Nämlich?"

"Bei einer Streife, die ich heute nacht mit meinem Gendarm und dem Jäger unternommen habe, um nach Spuren zu suchen, haben wir im Walde etwa halbwegs von hier nach dem See hin einen Burschen angetroffen — den Menschen, der gestern im Kahn den See überquert hat . . ."

"Was Sie sagen! Woher wissen Sie, daß es der Mann ist?"

"Er hat einen Schultergürtel. Der Herr Doktor hat ihm bereits die Kugel herausgenommen. Das Kaliber stimmt, sagt der Jäger, der ihn angelöscht hat. Auch

haben wir einen Mantel bei ihm gefunden, auf dem er — vom Blutverlust erschöpft — im Walde geschlafen hat.“

„Und was sagt er?“

„Er liegt. Er sagt, er sei bei der Waldarbeit durch einen verirrten Schuß aus dem Gewehr eines Jägers oder Wilderer getroffen worden.“

„Wo ist er?“

„Draußen!“

„Bringen Sie ihn!“

Ein hochgewachsener, bildsauberer, junger Mensch wurde hereingeführt, der — wohl nur vom verlorenen Blute — ziemlich bleich aussah. Sein Gesicht schien offen und ehrlich. Aber der Blick hatte etwas Unsichereres.

„Sie heißen?“ fragte Rat Dr. Thomas.

„Baril Seitz.“

„Was sind Sie?“

„Bauernsohn.“

„Hier aus dem Dorfe?“

„Nein! Vom Nachbarort Gebhartseid.“

„Wer hat Sie geschossen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Fliegen bei euch die Kugeln so im Walde herum?“

„Dieweilens. Es wird viel gewildert.“

„Am See waren Sie nicht?“

„Schon drei Wochen nicht mehr.“

„Haben Sie das Freisräulein Hedi von Klammed gekannt?“

Der Bursche, der bis jetzt mit niedergeschlagenen Augen geantwortet hatte, schaute voll auf. „Vom Sehen ja!“

„Getötet haben Sie die Baronesse nicht?“

„Nein! Nein! Wie denn!“

„Und wer's sonst getan hat?“

„Ich weiß nichts davon.“ Seine Augen verloren sich wieder im Zimmer.

Der Wachtmeister reichte den Mantel herüber und wies die Einschüchtelle.

„Ist das Ihr Mantel?“

„Ja!“

„Tragen Sie immer beim Arbeiten einen Mantel?“

„Es war sehr kalt.“

„Jetzt im Sommer?“

„Es ist ganz früh gewesen.“

„Wie früh denn?“

„Vier Uhr.“

„Und da arbeiten Sie schon?“

„Ich hab' nicht schlafen können und bin darum sozeitig in den Wald hinaus.“

„Sind Sie krank?“

„Nein!“

„Warum haben Sie denn dann schlecht geschlafen?“ Das Gesicht des Burschen war immer röter geworden vor Verlegenheit und verhaltenem Zorn. „Sternsagendi!“ schrie er plötzlich und wollte auf und davon.

„Ich hab' die Fragerei satt . . .“ Der Wachtmeister hielt ihn zurück.

„Sie bleiben vorerst in Haft, bis die Sache aufgeklärt ist“, sagte der Richter ruhig und ließ ihn abführen. Dann befahl er den Wachtmeister wieder zu sich. Kennen Sie die Tänzerin, die bei Trullacher wohnt? Es soll die Schwester seiner Frau sein.“

Der Beamte nickte. „So nennt sie sich. Sybille Ter . . . einen Augenblick.“ Er zog sein Dienstbuch heraus. „Sybille Terloni heißt sie, sagte sie. Es stimmt etwas nicht mit ihr.“

„Warum?“

Der Wachtmeister zuckte die Achseln. „Ich meine eben. Sie kommt mir nicht geheuer vor. Es ist etwas Heimliches an ihr. Den Trullacher und seine Frau hat sie ganz unter ihrem Willen gehabt. Das arme Weib hat sich nicht mucken trauen vor ihr, und er soll in sie natürlich vergaßt gewesen sein.“

„Der Mörder?“

„Ja, der! Man hat sie auch ein paarmal mit dem Baron Ross zusammen gesehen.“ Er sagte das vorsichtig mit sehr gedämpfter Stimme.

„War das schon, ehe die Frau Gräfin der Schlag antraffen hat?“

Der Gefragte schaute verblüfft auf. „Ich glaube, ja . . .“

„Es ist gut. Ich danke Ihnen.“

Als der Wachtmeister das Zimmer verließ, stand die Baronin Berta von Klammed unschlüssig und blaf vor der Tür. „Bitte melden Sie mich bei dem Herrn Rat!“ Es geschah.

Dr. Thomas erhob sich, ging der jungen Dame entgegen und bot ihr einen Sitz.

„Verzeihen Sie!“ begann sie. „Aber Sie werden begreifen, daß mich das Unglück meiner Tochter nicht zur Ruhe kommen läßt. Ich habe ganz außerordentlich an ihr gehangen. Sie war der beste Mensch, den ich in meinem Leben kennengelernt habe. Es sind jetzt schon eine ganze Reihe von Leuten in die Sache verwickelt worden . . . Hat sich eigentlich etwas ergeben?“

Der Richter betrachtete sie mit aufrichtigem Mitgefühl. „Außer dem Geständnis des Forstarbeiters nichts Bestimmtes.“

„Ich glaube nicht an dieses Geständnis“, rief sie.

Dr. Thomas blickte sie erstaunt an. „Auch Sie nicht?“ sagte er. „Weshalb nicht?“

Sie wurde einigermaßen verwirrt. „Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mensch so etwas tut — ohne jeden besonderen Anlaß.“

„Er soll von der Baronesse beim Wildern betroffen worden sein.“ (Wortspiel auf.)

Streifzug durch die Nacht.

Von John Cornelius.

Im Lärm der Großstadt, der mit dem heiseren Rufen der Autobuben, dem aufgeregt Klingeln der Elektrischen, den gleichförmig eindringlichen Stimmen der Zeitungshändler die abendliche Stille zerreißt, steigen von irgendwoher die Töne einer süßen Melodie, lösen den müßigen Spaziergänger ins weltstädtische Kaffeehaus. Automatisch tastet der Blick die Tische ab, entdeckt weiter hinten, abgelegen vom Strom der Gäste, einen leeren Platz, der Ruhe und Ausruhen verheißt. Doch der Polys Großstadt gibt keine Ruhe, strect und kroft seine Fangarme, läßt den Großstädter nicht einmal in den Minuten des Abends los. Wie von Geisterhand gelenkt, stellt sich unzählig eine kleine, bedruckte Karte vor der Kaffeetasse auf, in fetten, starren Buchstaben leuchtet der kategorische Imperativ: „Lassen Sie mich Ihre Handschrift leben“, und fast automatisch greift die Hand zum Füllhalter, um, getreu den näheren Aufklärungen zu diesem „Befehl“, auf die Rückseite der Karte einige Zeilen zu schreiben, die dem vorläufig unbekannten Handschriftenleiter Studienmaterial und — Brot sein sollen. Nirgends ist der geheimnisvolle Absender dieses eigenartigen Billets-doux zu sehen, bis plötzlich ein Herr mit weltstädtischen Manieren auftaucht, einen leeren Stuhl zurückstellt und mit verschleieter, diskreter Stimme um die Erlaubnis bittet, Platz nehmen zu dürfen. Die soeben hingeklebten Schriftzüge sind noch nicht trocken, da sieht der Bleistift über einen Papierblock, der Blick des Graphologen saugt sich in meine Handschrift, nach zwei, drei Minuten weiß ich, was ich für einen Charakter habe. Verblüfft ob der Schnelligkeit und Treffsicherheit seines Arbeitens, ziehe ich ihn in ein Gespräch und erfahre, daß er auf diese Art, mühselig und ohne Freude, sich die Kollegengelder zusammenverdient, höre, daß ihn auf dem Gebiet der Medizin die psychologischen Disziplinen besonders interessieren, und ich — gestehe ihm, daß ich neugierig bin, zu wissen, wie sich seine Kundshaft bei den abendlichen Konsultationen benimmt. Kurze Zeit später schlossen wir für die Nacht einen Sozietätsvertrag mit einseitiger Gewinnbeteiligung. Der Kellner, der anscheinend den Vorgang beobachtet hatte, machte, mit einem mürrischen Seitenblick auf meinen neuen Sozitus, die Rechnung, verbog aber bald das Rückgrat, als ein gehöriger „Tip“ ihm die Solidität des neuen Unternehmens bewies. Mit fünfzig, sechzig Karten in der Rocktasche, eine verschämt in der Hand verborgen, zog ich los, der Sozitus hinterdrein. Einen Tisch, dessen Gäste mir als Kunden geeignet schienen, wollte ich mit der Karte beeindrucken, aber „greenhorn“, der ich war, die Karte fiel auf den Boden, blieb unbeachtet liegen. An einem anderen Tisch, an dem ich meine Karte direkt übergeben wollte, griff ein dicker Herr in die Westentasche und entließ mich freundlich nickend, mit einem Zahnenschmiede-

Der Sosius, der mir schweigend wie mein Schatten folgte, meinte draußen, ich hätte den „Dreh“ noch nicht heraus. Deshalb übte ich auf dem Tisch der Garderobiere „Karton geben“. Endlich hatte ich es weg, und wir zogen über die Straße in ein anderes Café. Nähe dem Eingang saß ein behäbiges Ehepaar in den besten Mannesjahren. Ich gab diskret meine Offerte ab, die holde Gattin war schnell interessiert. „Soll ich mal?“ meinte sie zum Herrn Gemahl, doch der antwortete ihr: „Was soll mir das? Ich kenne deinen Charakter nun ja seit vierundzwanzig Jahren!“ Karte auf Karte flatterte auf die Tische, platzte in die Börsenkurse, brachte die erschütterndsten Reforts ins „Schwimmen“, setzte sich als Dekoration auf das fabelhafte neue Kleid der jungen Gattin, für das der Herr Gemahl nur geringes Interesse bekundete. Vielleicht überrechnete er gerade die Zechen. Da winkten zwei Damen vom Nebentisch, ich schob den Herrn Sosius etwas vor, die eine entnahm ihrer Handtasche ein paar Briefe, griff einen heraus und legte ihn uns hin. Da sah sie die Freundin mit strafendem Blick an und flüsterte etwas erregt: „... gib den von Emil!“ Herr Emil schien ein etwas flatterhafter Herr zu sein, und als der Graphologe sich nicht scheute, den Damen das zu verraten, stieg der ersten die Röte ins Gesicht, während die andere freudestrahlend einen funkelnagelneuen Fünfmarkschein als Honorar präsentierte. Noch drei, vier Tische, die sich als lohnend erwiesen, Durchschnittspublikum, das teils neugierig, teils skeptisch den nächtlichen Offenbarungen des Meisters lauschte. Das finanzielle Ergebnis konnte den Graphologen bestiedigen: 11,50 Mark. Aber er gab zu, daß meine Tüchtigkeit nicht unweSENTLICHEN Anteil hatte

Negroitische Synkopen einer wildgewordenen Jazzband klangen aus einer Tanzfläche. Ich sang ein Paar ab, als es, erschöpft von den gymnastischen Übungen — er hatte sich die Armee bei dem Tanz ausgetugelt — auf den Sesseln niederwarf. Sie holte aus ihrem nach allen Düften des Orientis riechenden Taschen einen Brief, der, kaum ans düstere Licht der verhängten Lampen gekommen, zerknittert in seiner Faust verschwand. Mit drei Mark erlaufte sich der Herr die Diskretion. Vielleicht war die Situation noch nicht so weit gediehen, daß er seinen Charakter offenbaren wollte. Ein einzelner Herr, dem die Karte beinahe in die Bouillon slog, stutzte, als er die Aufschrift las, besah mich von oben bis unten, brummelte ein: „Sonderbarer Beruf“, griff zum Bleistift, verzerte mit kalligraphisch schönen Zügen die Rückseite der Karte. Hervorsteckendes Merkmal seines Charakters schien Verschlossenheit und Unschlüssigkeit, und als ihm mein Kompagnon diese Eigenschaften schriftlich diagnostizierte, stöhnte er leise auf: „Mein altes Pech“ und dabei verschlang er die Dame vom Nebentisch mit seinen Blicken. Mit leisem Scharren machte sich ein Herr bemerkbar; der Herr Ober, ein tüchtiger Geschäftsmann, der die Konjunktur auszunützen verstand. Als er uns, die wir, von der Arbeit ermüdet, in eine Ecke uns setzen, bediente, streckte er wortlos, aber nicht undeutlich, eine Hand aus und machte eine Bewegung, als ob er zwischen Daumen und Zeigefinger etwas zerrieb. Mit zehn Prozent von der Einnahme dieses Lokals war er zufrieden und ließ uns ungeštört weiter arbeiten, ja, führte sogar Kundshaft an den Tisch.

Fünf Minuten Fahrt brachten uns in eine Bar. Duft von Wein und Likören, dicker Tabaksqualm, eine riechende Bartheke mit Batterien von Flaschen. Eine schwärzäugige Hebe von der Bar gesellte sich uns für dieses Lokal als dritte zu und präsentierte die beiden Herren „Professoren aus Uruguay“ als unerhörte Leuchten auf dem Gebiet der Charakterdeutung. Ein wohlgerundeter Stammgast, der dem Deus spiritus mit Liebe anging, zog eine fette — wirklich fette — Brieftasche heraus und ließ mich ein Schreiben von langem Querformat lesen. „Kann dein Freund auch „quer“ lesen? Was ist das sonst'n Genie? Is der iut vor fünf Milleken?“ Der Wechsel zeigte eine vertraueneinslösende Unterschrift. Ein eigenartiges Honorar bot uns der Kapellmeister für die Bemühungen an: er spielte ein Solo.

In rasender Fahrt brachte uns ein Auto durch die nachdunklen Straßen zum Osten der Stadt. Es war 2 Uhr geworden. Still und stumm lag der große Fernbahnhof im trüben Schein der verlöschenden Lampen. Geisterhaft buschige obskure Gestalten wie Gespenster. Dumpfes Murmeln in den Haustüren, ein leiser, aber durchdringender Pfiff fliegt um die Straßenende. Im Wartesaal ein Drunter und Drüber von Menschen, die beinahe den Raum sprengten. Um es vormweg zu nehmen: das Geschäft hier war schlecht. Unter halbverdeckten Lidern greifen misstrauische Blicke unsere Gestalten ab. Ein verwegener Bursche warnt einen allzu Neugierigen vor uns. „'s sind Neue“ womit er wahrscheinlich neue Beamte von der Polizei meinte. Aber es interessierte mich, auch hier zu

arbeiten“. Ein paar Frauen aus der Provinz gaben uns ungeliebte Handschriften und strahlten glücklich, wenn der Sohn sich als guter Charakter erwies. Mein Sosius, notgedrungen zu diesem Beruf gekommen, war zu ernst, zu ehrlich. Eine schwielige Faust unter der Nase ließ ihn erst aufmerken, wo er war. Acht Mark fünfundsechzig waren das Ergebnis von 1½ Stunden Bahnhofstour. Ein Fünfmarkschein, zwei Einmarkscheine und der Rest Zehn- und Fünfpfennigstücke. Der Fünfmarkschein und die beiden Einmarkscheine waren falsch.

Wie sich das Publikum benimmt, das wollte ich auf dieser Tour ergründen, nicht welche Handschriften, welche Charakter sich aufweisen. Fünf Prozent nahmen die Sache ernst (was sich bei einem guten Graphologen wie diesem dürfen), neunzig Prozent machen den „Fes“ mit, fünf Prozent sehen diese „Arbeit“ als neuartige Bettelei an. Zehn Prozent sind vorsichtig in ihren Schreibern, neunzig Prozent leichtsinnig, strafbar leichtsinnig mit Papieren und Briefen. Wissen Sie, wem Sie Einblick in Ihre Privatverhältnisse erlauben?

Meinen Sosius habe ich nie wieder gesehen. Ob es ihm mit dieser erzwungenen Arbeit so gehen wird wie amerikanischen Zeitungsjungen, die Milliardäre wurden?

Die weiße Wolke.

Ein Flugabenteuer von Walter Gries (Stockholm).

An dem Tage, als Ingrid uns ihr aufregendes Flug-erlebnis erzählte, stand über den hechtblauen Skären eine weiße, glühende Wolke. Ingrid hielt sich am Terrassen-geländer, schaute unverwandt hinauf, hatte uns vergessen und begann zu sprechen:

„Frank wollte an diesem Tage nicht fliegen. Er sagte, er sei abgespannt und überarbeitet. Aber ich bat ihn, und so erfüllte er meinen Wunsch. Als das Flugzeug aus der Halle auszog wurde, stieß ein Flügel an das Tor. Frank duckte zusammen. Das war ihm immer ein schlechtes Zeichen. Flieger sind unerschrockene Naturen, aber sehr abergläubisch. Beim Besteigen des Aeroplans deutete ich auf die Wolke, die über dem Meer stand.

„Da hinein will ich fliegen — dahinter muß etwas ganz Wundervolles sein — und wenn auch nicht: es muß schön sein, mit dir in die weiße Wolke zu fliegen.“

Frank lachte, freute sich über meinen Frohsinn, half mir den hinteren Sitz einzurücken und ließ den Vogel über den Rasen laufen. Wir stiegen auf und ich dachte: ist es nicht etwas Wunderbares um unsere Zeit, die uns dieses stolze Gefühl, das Bebenschen der Luft gelehrt hat. Leicht und sicher zog der Vogel dahin, folgte willig jeder Laune, stieg und sank, beschrieb weite Kurven und glitt dann wieder dahin wie über große, große Wellen. Ich weiß, ich schrie in das Tothen des Motors hinein aus übergrößer Daseinsfreude, eine Trunkenheit überkam mich und erfüllte mich mit glückhaftem Rauch.

Doch dann geschah das Entsetzliche. In die weiße Wolke waren wir abgebogen. Die Wolke war nasser, lästiger Nebel. Steil aufwärts raste das Flugzeug und ich atmete auf, als der Vogel wieder hervorbrach und nun in lichtem Blau über gleißendem, fließendem Nebelmeer dahinglitt. Ich hatte das Gefühl, als glitten wir in die unermessliche blaue Weltferne. Da sah ich, wie Frank sich duckte, den Kopf zur Seite neigte und in sich zusammensank. Ich griff nach ihm und erkannte: eine Ohnmacht hatte ihn besiegt. Das Flugzeug zog führerlos über den Wolken. Ich beugte mich vor, so weit mir das möglich war, rief Frank die Kappe ab und erreichte, daß er für einen Augenblick erwachte. Doch die Benommenheit war so tief, daß er nur wie mechanisch nach dem Höhensteuer griff und den Apparat den Wolken zuließ. Dann verlor er wieder die Orientierung. Ich löste meinen Gurt, beugte mich zu ihm, suchte ihn wachzurütteln, küßte ihn in meiner Verzweiflung. Bis ihm die Lippen aus Angst verseßlich. Er kam nicht wieder zu Bewußtheit. Der Wolkennebel hüllte das Fahrzeug ein und das Verirrsein in der Nebelmasse und Dürerheit war unsagbar ängstigend. Meine Sähne schlugen aneinander . . . mir wurde so fast, und dann weinte ich vor Verzweiflung.

Der Vogel schoß unter der Wolke hervor und raste über der Küste. Doch über den Außenklippen rasten wir mehrwärts und ich wußte: es mußte etwas geschehen, sonst . . . Daran wollte ich nicht denken. Grauenvolle Angst umflammerte mich. Aber in solchen Augenblicken häuft man sich auf. Man will sich nicht in das Unabwendbare flügen. Ich stieg in die vordere Sitzeöffnung und drösselte den Motor ab. Das schien mir das Wichtigste. Mit den Händen wußte ich nichts anzufangen. Sie tiefer wir kamen, um so windiger wurde es, und da ich nicht angeschnallt war, son-

ßern auf dem Ohnmächtigen hörte, mich an ihn stossend, drohte ich binausgeschleudert zu werden. Vorsichtig tastete ich nach einem Hebel, rüste ihn behutsam vor, sah wie der Vogel eine Wendung beschrieb.

„Was soll geschehen ... was soll ich tun!“ Ich riss in meiner Verzweiflung, und versuchte noch einmal, Frank zu weden. Vergebens. Ich griff wieder nach einem Hebel, das Flugzeug senkte sich jäh und stürzte in die Tiefe. Ich sah vor mir die zerklüftete Stärenküste, sah das Meer, sah die Brandung. Die Farben begannen vor meinen Augen zu tanzen, mir schwindelte. Ich wollte den Hebel zurückziehen, aber ich konnte es nicht. Wie gelähmt waren meine Arme. Die Kraft versegte. In den Tragflächenvorspannungen und Drähten heulte der Luftdruck und noch wilder brauste es in mir. Ich zog mich auf Franks Schoss zusammen und wartete auf das Ende, nunmehr willens wie betäubt.

Wir stützten und das Warten währt sehr lang. Ich riss die Augen auf — sah, daß wir über einer bewaldeten Insel flogen. Der Wald raste auf uns zu — die Bäume reckten sich aus dem Boden, griffen nach uns wie mit Klauen, um uns zu vernichten. In diesem Augenblick, dicht über den Kronen, löste sich die Spannung in mir, ich erfaßte den Hebel, zog ihn an, die Maschine hob sich ein wenig und glitt dann schräg über die Bäume in das Schilf des Ufers.

Als Frank erwachte, der Anprall hatte ihn wachwerden lassen, sah er sich im Flugzeug hängend, das auf dem Kopf stand. Ich war binausgeschleudert worden, lag bestinnungslos im Schlamm. Er löste sich vom Sitz, wachte zu mir, hob mich auf und erst jetzt fiel ihm das grausige Geschehen ein. Er erinnerte sich nur an den Flug durch den Wolkenberg. Und wie wunderbar war das alles: wir waren beide unverletzt. Solche verschlissnen Buchten sind eine Seltenheit in den Stären. Wenige Meter weiter ragte harter Granit. Fischarten hatten unseren Schutz gesehen, kamen heran, nahmen uns an Bord und ruderten über den Fjord. Ich weiß, wie haben nebeneinander und waren ganz still. Wir haben beide nicht auf, hielten uns an den Händen, wie nur zwei Menschen sich halten können, die gemeinsam vor dem dunklen Tor dieses Lebens gestanden.

Über den hechtblauen Stären glühte die weiße Wolke.“

Anekdote.

Von Alfred Auerbach.

Ein italienischer Geistlicher von Rang besaß ein diamantenbesetztes Kreuz, das er stets an einer Kette um den Hals trug. Eines Tages bemerkte er, daß man es ihm gestohlen hatte. Wie war das nur möglich gewesen?

Er hatte eine unbedingt treue Dienerschaft und außerhalb des Hauses war ihm, soweit er sich erinnerte, niemand so zu nahe gekommen, daß er ihn hätte berauben können.

Die Polizei forschte eifrig, befragte alle verdächtigen Trödler, vergebens!

Der Geistliche glaubte an den guten Kern im Menschen, erließ eine Anzeige, die dem reuigen Dieb Verzeihung, ja Belohnung versprach, wenn er ihm das Kleinod zurückbringe.

Er täuschte sich nicht.

Bald darauf erschien ein eleganter, junger Herr, bat um Verzeihung und Segen, sobald um Belohnung und reichte scheinbar reuevoll dem Prälaten das Kreuz an der Kette.

Es war völlig unbeschädigt.

„Jungester Mann, sprach der gütige alte Herr, wie haben Sie nur das Kreuz nehmen können, ohne daß ich es bemerkte?“

„Oh, Monsignore, das ist mein Berufsgesheimnis. Wenn ich es jemand verrate, könnte er es zu ebenso großer Berühmtheit bringen wie ich.“

Der Geistliche lächelte zu dieser Kühnheit.

„Es ist erstaunlich!“

„Berüthen Sie doch das Kreuz noch einmal zu nehmen, ohne daß ich es merke.“

Der jugendliche Meister sprach mit Miene des Künstlers, der gnädig auf ein „da capo“ reagiert:

„Gerne, Monsignore, geben Sie mir einige Augenblicke Zeit.“

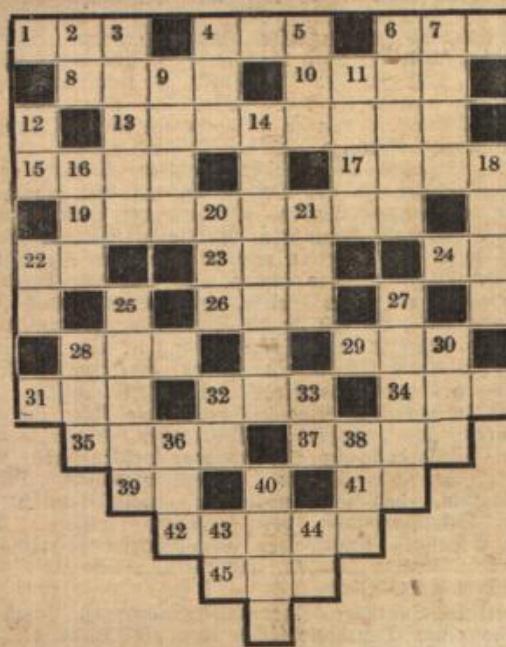
Der alte Herr nickte und erwartete mit Spannung dies Experiment.

Nach einer Zeit vermisste er seinen Besucher und sein Kreuz, fand dagegen einen Zettel, der besagte:

„Hochwürdiger Herr, ich habe nach Ihrem Wunsche gehandelt.“

Die Belohnung behalte ich als Honorar für meine künstlerische Vorführung.“

Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Englische Anrede. 4. Geflocht. 6. Uferstraße. 8. Unkundiger. 10. Stadt in Nordholland. 13. Dänische Insel. 15. Deutscher Fluß. 17. Habicht. 19. Postalische Bezeichnung. 22. Geliebte des Zeus. 23. Männername. 24. Fürwort. 26. Baumteil. 28. Stimmlage. 29. Abkürzung für Kompanie. 31. Titel. 32. Getränt. 34. Heldenmutier. 35. Totenbett. 37. Frauennname. 39. Chemisches Zeichen für Radium. 41. Umlaut. 42. Teil des menschlichen Körpers. 45. Spanischer Name für Fluß. — Senfrecht: 2. Französische Fürwort. 3. Jüdischer Schriftgelehrter. 4. Altdeutscher Speer. 5. Wild. 6. Arabischer Würdenträger. 7. Säuglingspflegerin. 9. Prophet (i = i). 11. Mittelalterlicher Fürst. 12. Musikzeichen. 14. Europäisches Gewässer. 16. Papstname. 18. Blume. 20. Bayerische Bezeichnung für Knabe. 21. Buchstabe. 22. Tierischer Laut. 25. Teil der Kirche. 27. Hafenstadt in Istrien. 28. Totes Tier. 30. Griechischer Buchstabe. 33. Tierisches Produkt. 36. Selten. 38. Renommee. 40. Türkischer Titel. 43. Kinderart. 44. Italienischer Fluß.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 173:
Wagerecht: 1. Dur. 4. Blau. 7. Horaz. 9. Abo. 11. Tag. 12. Re. 13. Birne. 15. Nigl. 17. Hale. 18. R. B. 19. Elbe. 20. Lea. 21. Ural. 23. Bier. 27. Arm. 28. Elba. 30. Mt. 31. Udet. 32. Erna. 34. Terne. 36. Ur. 38. Sir. 39. Fes. 40. Tadel. 42. Helm. 43. Don. — Senfrecht: 1. Dogge. 2. Ur. 3. Rat. 5. Arie. 6. Uhr. 7. Hai. 8. Zehe. 10. Onkel. 11. Tran. 13. Blau. 14. Eva. 16. Isse. 20. la. 22. Rabe. 23. Brief. 24. Im. 25. Reede. 26. Star. 27. Amt. 28. Stat. 29. Arsen. 31. Unze. 33. Nil. 35. Neh. 37. Rad. 41. Do.

Scherz und Spott

Zuvorkommend. Er (zu seiner Frau): „Wenn ich bis 11 Uhr nicht da bin, brauchst du nicht auf mich zu warten.“ — Sie: „Fällt mir auch gar nicht ein! Wenn du bis 10 Uhr nicht heimkommst, hol' ich dich aus dem Wirtshaus.“ (Kikeriki.)

Weibliche Begeisterung. Sie (begeistert): „Oh, ich würde alles in der Welt für diese Vale geben!“ — Er: „Nun, warum läufst du sie denn nicht, wenn sie dir so gut gefällt?“ — Sie: „Aber ich bitte dich! Wo der Mann fünf Schillinge dafür fordert.“

Sein Ausweg. Der alte Verbrecher, der schon so oft vor Gericht gestanden hatte, wollte sich wieder einmal auf alle mögliche Weise herausreden. Über der Richter unterbrach ihn: „Ihnen glaube ich nicht mehr, und wenn Sie auf ein Dokument Bibeln schwören“, sagte er streng, „was Sie auch immer sagen. Ich werde stets davon überzeugt sein, daß das Gegenteil wahr ist.“ — „Hoher Gerichtsbo!“, sagte darauf der Angeklagte, „dann bekannte ich mich schuldig.“